

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Gott zum Gruß!



Gott zum Gruß!

Und Frieden und Gesundheit, Glück und Segen zum neuen Jahre!

Das wünscht der Vetter vom Rhein allen seinen Lesern

und Leserinnen, und wenn er es machen könnte, müßte es auch bei allen in Erfüllung gehen. Der Vetter hat aber mit dem „Wettermachen“ schon vollauf zu thun und die Leser werden es schon gemerkt haben, daß ihm dies nicht immer gelingt, und daß er es schon manchmal nicht „verraten“ hat. Ja, das Wetter erraten oder auch nicht, das kann der Vetter. Das Wettermachen aber ist Sache unseres Herrgotts, und da kann und soll niemand dreinpfeuschen.

Auch in die Angelegenheiten der Menschen hat unser Herrgott das Hauptwort zu reden; ich sage das Hauptwort, denn vieles soll und muß der Mensch selber zu seinem Wohlergehen beitragen, dazu hat ihm Gott den Verstand gegeben. Als höchstes Gut für den Menschen darf man wohl den Frieden betrachten, es ist auch unser Weihnachtsgruß: Friede auf Erden. Wo kein Friede ist, da ist auch kein Glück und kein Segen. Wie viele Menschen giebt es aber, die mit sich selber im Unfrieden leben, und das sind die unglücklichsten Geschöpfe auf der Welt. Man sieht es ihnen meist an, aus ihrem Gesicht spricht Neid und Mißgunst, sie vergönnen es ihrem Nebenmenschen, wenn er einen schöneren Acker oder einen besseren Rock hat und meinen, sie wären dadurch zurückgesetzt und im Nachteil. Hängt denn davon das Glück ab? Weißt du Unzufriedener denn, ob der andere nicht auch seine Sorgen hat, und giebt es nicht Menschen, selbst unter den Reichen, die noch übler daran sind, als du? Gehst manchem anderen nicht das ab, was du besitzt? Denke doch an das alte Lied: Freund, ich bin zufrieden. Man kann auch mit wenigem glücklich sein, wie die Anne-Marie, welche am Hochzeitstage erzählte, daß sie 150 Mark Vermögen habe, während ihr Hannes gar nichts in die Ehe gebracht. „So sollte es immer sein“, meinte sie, „daß ein Armes und ein Reiches zusammenkäme.“

In wie manchem Hause fehlt der Friede und machen sich Mann und Weib das Leben sauer, weil keines nachgeben will, obchon beide das Sprichwort kennen: das Gescheidtste giebt nach. Während der Mann meint, die Frau hätte gar

nichts zu sagen, hat sie ein Maul wie ein Schwert, und beide leben so stets auf dem Kriegsfuß miteinander, während doch „Friede ernährt und Unfriede verzehrt“. Wie im Kleinen, so ist's auch im Großen.

Will man von jemand erfahren, ob er einen friedfertigen und uneigennütigen Charakter hat, so kann man dies am besten sehen bei einer Erbschaftsteilung. Wie oft sind da schon ganze Verwandtschaften und Familien in Feindschaft geraten und wäre es besser gewesen, der Tote hätte den ganzen Plunder mitnehmen können. Wenn der Ehrgeiz mitspielt, ist's noch schlimmer; oft kommt in ganze Gemeinden die Zwietracht durch eine Gemeinderats-, Bürgermeister- oder Schultheißenwahl. Einer sucht den andern zu ärgern und ihm zu schaden, weil er seinen Vetter nicht gewählt hat. Manche werden dann krank vor Aerger und schaden sich an der Gesundheit. Dann soll der Doktor das kurieren, was der Patient selber verdorben und viel besser selber auch wieder heilen könnte.

Mit dem Glück ist's eine heikle Sache. Glück und Glas, wie schnell bricht das! Drum hat der Vetter auch den Segen in seinen Wunsch aufgenommen, denn, wenn das Glück „heben“ soll, gehört auch der Segen dazu. Schon mancher hat das ihm gewordene Glück, sei es nun in Gesundheit oder in irdischen Gütern bestehend, leichtsinnig verscherzt und nachher doch geklagt, daß er eigentlich kein Glück gehabt habe, wie jener, der sagte: ich mag anfangen, was ich will, es ist alles nichts; wenn ich einmal Hutmacher würde, kämen die Leute gewiß ohne Köpfe auf die Welt. Das Glück läßt sich aber auch nicht erjagen, wer das Glück erhaschen will, dem schlüpfst gewiß zwischen den Fingern durch; drum ist es auch nicht dieses Glück, was der Vetter seinen Lesern zu Neujahr wünscht. Wo Friede und Gesundheit ist, und wo man den Spruch befolgt: bete und arbeite, da wird man auch glückliche Menschen finden. Um zufrieden und glücklich zu sein, ist es gerade nicht nötig, viel Geld und Gut zu haben, im Gegenteile, viel Geld hat schon oft dem wahren Glück, das ist die Zufriedenheit, den Garaus gemacht, denn: Je mehr er hat, je mehr er will.

Es kam einmal ein reicher Engländer in eine deutsche Stadt, um allda sein Leben in Nichtsthun hinzubringen. Er mietete sich in einem Gärtnerhause ein. Frühmorgens mit dem ersten

Finkenschlag kam der Gärtnerbursche und das Gärtnermädchen in den Garten, um die Pflanzen zu begießen. Dabei sangen sie ihre munteren Lieder, daß es schallte über Garten und Haus hinweg. Das ärgerte den reichen Engländer, der gewohnt war, bis gegen mittag zu schlafen, weil er erst um Mitternacht zu Bett ging. Er ließ den Hausherrn rufen und verlangte, daß dieser seinen Leuten das Singen verbieten solle. Der Hausherr aber sagte: Lieber Herr, das Singen kann ich meinen Leuten nicht verbieten, das gehört zu unserer Pantirung. Da ließ der Engländer durch seinen Diener den Gärtnerburschen selber bitten, nicht zu so früher Stunde zu singen, aber dieser ließ sich auf nichts ein und nach wie vor schallten die Lieder in den frühen Morgen hinaus. Nun sann der Engländer darüber nach, wie er den Gesang zum Schweigen bringen könnte. Endlich schien er es gefunden zu haben, er sagte zu seinem Diener: Jetzt weiß ich, was

ich mach, ich schenke den Leuten viel Geld, denn wenn der Mensch hat viel Geld, dann singt er nicht mehr. Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruch. Der „Bettler“ wohnt in einer Fabrikstadt und hat da schon oft Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, wie munter es zuweilen in den Wirtshäusern ist, wo die Arbeiter einkehren, namentlich am Zahltag, auch da hört man singen; aber noch nie hat er singen hören, wo die Fabrikanten einkehren. Also kommts nicht auf den Geldbeutel an, weder auf dem Land, noch in der Stadt. Kein Stand hat das Vorrecht, allein glücklich und zufrieden zu sein; dem einen ist viel und dem andern weniger anvertraut. Wer das ihm Anvertraute treu verwaltet, bei dem wird auch der Segen nicht ausbleiben.

Gott segne dich im neuen Jahr,
Dich und dein ganzes Haus,
Und gieße jetzt und immerdar
Den Frieden auf dich aus!

Erinnerungen aus dem Schwarzwald.

Von Chr. Sch.

1. Der Franzosenlärm 1848.

Es war an einem Freitag im März 1848, als ein Reiter das Murgthal herabsprengte von Baiersbronn nach Reichenbach. Er mußte in größter Eile von Hause fort sein, denn er saß ohne Mühe und in Hemdärmeln auf dem Pferde. Vor dem Hause des Schultheißen in Reichenbach machte er Halt, und da dieser eben zum Fenster heraus sah, machte er die Meldung, daß eine größere französische Truppe den Rhein überschritten, im Badischen fegend und plündernd eingebrochen sei und den Weg gegen den Kniebis zu genommen habe; alle wehrhaften Männer sollten sich bereit halten, um den Eindringlingen die Wege in's Murgthal zu verlegen. Nach dieser Meldung galoppierte der Reiter weiter, das Thal hinunter Schwarzenberg zu. Eine Weile stand der Schultheiß unschlüssig da, das eben Gehörte fast bezweifelnd, da war es ihm, als höre er Glockengeläute aus dem oberen Thale. Eiligst ging er aus dem Hause und die Thalstraße hinauf. Im Vorbeigehen an der Kirche ordnete er an, daß man sich zum Läuten bereit halten solle. Kaum zehn Minuten war der Schultheiß gegangen, als er ganz deutlich das Geläute von Baiersbronn hörte, auch kam schon ein zweiter Bote, welcher meldete, daß die Franzosen bereits den Kniebis herankämen.

„Sturmläuten!“ rief der Schultheiß auf dem Rückwege den vor der Kirche Stehenden zu und eilte in's Schulhaus, daß die Lehrer die Kinder nach Hause schicken sollten. Zuerst in einigen Schlägen, dann immer mächtiger klangen die Glocken, und da dies zu ungewohnter Zeit war, kamen die Leute eilends aus den Häusern, in der Meinung, daß ein Brand ausgebrochen sei. Aber das Geläute war ein anderes als bei einem Brande, auch hörte man kein „Feurio“ rufen; statt dessen erscholl aber gar bald der Ruf durch die Straßen und Gassen: „O' Franzose komme!“ Von den Bergen herunter und aus den Thälern hervor eilten die Männer, welche um diese Zeit zahlreich in den Wäldern mit Holzhauen beschäftigt waren, jeder seine Art auf der Schulter tragend.

Vor der Kirche hatten sich eine Anzahl Männer versammelt und waren in eifriger Beratung, wie ein Ueberfall abzuwehren sei. Man wurde einig, daß vor allem auszukundschaften sei, was für Volk den Ueberfall bewerkstelligt habe, ob es reguläres Militär oder nur zusammengelaufenes Gesindel sei und in welcher Stärke sie herankämen.

Der Franzjacob, ein Bäcker und Wirt zugleich, erbot sich, den Kundschafter zu machen. Er war der Größte im Ort und konnte mit zehn Schritten